

Hendrik Witbooi zurückgehenden Befestigungen. Stattdessen gibt es eine längere historische Skizze über die Witbooi, wiederum ohne klare Angaben darüber, was es an ihrem Hauptort Gibeon eigentlich zu sehen gibt und wo man dies finden kann. Ähnlich steht es mit anderen Orten. Weder für Warmbad noch für Omaruru gibt das Buch an, dass auf den eindrucksvollen Friedhöfen nicht nur (in Warmbad) deutsche und südafrikanische Soldaten begraben sind, sondern auch Kapteins der Bondelswarts bzw. in Omaruru *ovahona* der Zeraua-Dynastie, ganz zu schweigen von dem unmarkierten Massengrab aus der Zeit des Völkermordes und der leicht zu erhebenden oralen Tradition, dass der bekannte, nach einem berühmten Offizier der Schutztruppe benannte „Francke-Turm“ am Platz des heiligen Feuers der lokalen Ovaherero errichtet wurde. Die Bemerkung, dass „die ‚Buschleute‘ [San] ... sich nur sehr widerwillig in das Reglement der Polizeizone“ – also die Region effektiver deutscher Kontrolle und weißer Siedlung – eingefügt hätten (216), muss schon als extremer Euphemismus für die „Buschmannjagden“ gelten, die ab 1911 einen weiteren, nach wie vor oft beschwiegenen Völkermord ausmachten. Dass es auch anders geht, zeigt die von Henning Melber beigesteuerte Skizze über den Waterberg, in der die Ambivalenz zwischen der Faszination mit Landschaft, Flora und Fauna einerseits sowie andererseits dem Ort der Schlacht eingefangen wird, die 1904 zum Ausgangspunkt für den Völkermord wurde; hier gibt es auch klare Hinweise darauf, was zu sehen (und was verschwunden) ist und wie man hinkommt.

Insgesamt würde ich zögern, den auf schweres Kunstdruckpapier gedruckten Band mit ins Fluggepäck zu nehmen.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.17>

Doris Kleffner: *Liberia – Paradies auf Abwegen. Kritische Einblicke in die internationale Entwicklungspolitik*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2020, 244 Seiten

Die Autorin, die 32 Jahre für die Vereinten Nationen gearbeitet hat, widmet sich in ihrem Buch entlang der Geschichte Liberias, aber auch anhand ihrer eigenen Biografie und Erfahrungen mit einem kritischen Blick der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Sie stellt dabei nicht nur die Entwicklungspolitik der UN und anderer internationaler Organisationen in den Fokus, sondern ergänzt ihren Erlebnisbericht um historische Hintergründe sowie anekdotische Erzählungen aus dem Alltag entsandter UN-Mitarbeiter*innen.

Beginnend mit ihrer Ankunft im Jahr 1992 beschreibt Doris Kleffner Liberia als ein von Bürgerkrieg, Gewalt und einer alles durchdringenden Korruption gezeichnetes Land. Die 1847 nach dem Vorbild der USA gegründete Republik blickt – anders als die meisten anderen Fallbeispiele des afrikanischen Kontinents – auf keine koloniale Vergangenheit zurück und galt daher vielen als Sinnbild für einen freiheitlichen, friedlichen und gleichsam paradiesischen Sehnsuchtsort. Diese Postkartenidylle ist es auch, die Kleffner bei ihrer Ankunft in Monrovia inmitten von Chaos und Zerfall empfängt (14f) – ein Eindruck, der sich bei ihren Aufenthalten von 1992 bis 1994

und 2007 bis 2009 immer wieder offenbart. So sind es insbesondere die Erlebnisse und Begegnungen fernab des internationalen „Elfenbeinturms“, die einen Blick auf das Land und dessen Bevölkerung gewähren, gleichzeitig jedoch auch den Kontrast zu der eigenständigen, manchmal der Realität entrückten Welt der internationalen Entwicklungszusammenarbeit versinnbildlichen. Hierauf baut im weiteren Verlauf einer der Hauptkritikpunkte auf.

Beginnend mit einem historischen Abriss über die Entstehung der Republik Liberia sowie den Verlauf des Bürgerkrieges vermittelt Kleffner einen umfassenden Überblick über die Entwicklung des Landes, in dem sie insgesamt vier Jahre lang als Koordinatorin des UN-Freiwilligenprogramms sowie bei der *United Nations Mission in Liberia* (UNMIL) als Beauftragte für die Reintegration ehemaliger Rebellen gearbeitet hat. Liberia erscheint hierbei gewissermaßen als „Testfeld“ für die internationale Entwicklungszusammenarbeit der vergangenen Jahrzehnte: So erhielt kein anderes afrikanisches Land während des Kalten Krieges so viele Entwicklungsgelder als „Bollwerk“ gegen die Sowjetunion (30). Auch die spätere Entsendung der Interventionstruppe *ECOWAS Monitoring Group* (ECOMOG) durch die *Economic Community of West African States* (ECOWAS) wurde international als Zeichen begrüßt, Kriege zukünftig durch regionale Interventionen, anstatt durch kostspielige Missionen der UN zu beenden (38). Der weitere Verlauf des Bürgerkrieges führte der internationalen Gemeinschaft jedoch – auch angesichts der manifesten Korruption im Land, den zunehmenden Verstrickungen von ECOMOG und dem ungebremsten Einfluss der Konfliktparteien auf den Friedensprozess – vor Augen, dass die großen und teuren UN-Friedensmissionen anscheinend nicht zu ersetzen sind (44).

Kleffner macht, wie bei vielen ähnlich gelagerten Fallbeispielen, die Korruption, der sich auch UN-Organisationen und andere entwicklungspolitische NGOs nicht erwehren können, als Hauptgrund für das Scheitern vieler entwicklungspolitischer Ansätze und Projekte verantwortlich. Lesenswert sind, neben den Schilderungen über institutionalisierte Formen der Korruption, hierbei insbesondere Geschichten aus dem Alltag, die erzählen, wie große und kleine Probleme, aber auch Annehmlichkeiten der internationalen Gemeinschaft vor Ort stets durch finanzielle oder materielle Zuwendungen gelöst oder erkauft werden. Etwas verknappt formuliert, schlussfolgert Kleffner, den kenianischen Aktivistin und Direktor der Antikorruptionskommission, Patrick L.O. Lumumba, zitierend, dass die Korruption der Grund dafür sei, warum die meisten Afrikaner arm blieben (215). Freilich bleibt sie hier, wie an anderen Stellen auch – trotz ihrer regionalen Expertise – auf einer teils unreflektierten, oberflächlichen und verallgemeinernden Ebene.

Besonders interessant sind jedoch die Kapitel zum Einfluss der Geheimbünde und zum traditionellen Glauben an Geister und Hexerei (*juju*), den Kleffner immer wieder hervorhebt und als zweithäufigsten Grund für das Scheitern von Entwicklungsprojekten nach einem westlichen Gesellschaftsmodell benennt (71ff). Anklagend schreibt sie: „Es war für mich äußerst verwunderlich, dass trotz der Präsenz der Ritualmorde und des Leids, das diese in der Bevölkerung hervorriefen, kaum jemand in der internationalen Gemeinschaft davon Notiz nahm. Vielen

passte es nicht ins Weltbild, denn sie sahen die Menschen in Entwicklungsländern immer nur als Opfer, denen mit Geld geholfen werden musste. Hochrangige Entscheidungsträger leben oft so abgeschottet, dass sie damit überhaupt nicht konfrontiert werden.“ (72) Mit der Kritik, dass die Verantwortlichen der internationalen Entwicklungspolitik die Gegebenheiten vor Ort aus der Perspektive ihrer eigenen abgeschotteten und bewachten Siedlungen heraus betrachten und Programme und Strategien aus einem Kontext internationaler Normen und ohne kulturelle Flexibilität konzipierten (77), reiht sich Kleffner in die Reihe kritischer Entwicklungsforscher*innen ein. So schreibt sie weiter, dass man von einer Art Kolonialisierung sprechen könne, „bei der dem Land politische, wirtschaftliche und soziale Systeme ohne Rücksicht auf die einheimische Kultur aufgezwungen werden“ (77). Hiermit spricht sie sicherlich nicht nur viele Forscher*innen an, sondern umreißt auch die Bedenken vieler Praktiker*innen bei der Ausgestaltung der internationalen Entwicklungszusammenarbeit.

Nichtsdestotrotz gründen zahlreiche Beschreibungen und Bewertungen auf persönlichen Erfahrungen, die teils zwanzig Jahre zurückliegen. So sind sicher durch Patronage, fehlkonzipierte internationale Hilfen und ein unzureichendes Nachhaltigkeitsverständnis geschaffene gesellschaftliche Abhängigkeitsstrukturen nach wie vor eine zentrale Frage (109), wenngleich eine pauschale Viktimisierung vor allem der afrikanischen Bevölkerung bei aller berechtigten Kritik durch zahlreiche Kampagnen, Reformen und Denkanstöße zwar nicht verschwunden, aber eventuell doch reflektierter betrachtet wird. Auch von Projekten, die auf Belohnungssystemen aufbauen und dadurch Abhängigkeiten fördern und den Aufbau eigener Existenzen erschweren (112), ist man inzwischen oftmals abgerückt. Geblieben ist sicherlich der Druck, mit dem sich die UN und andere internationale Organisationen konfrontiert sehen, „Ergebnisse“ in Form von messbaren Zahlen präsentieren und das Budget fristgerecht umsetzen zu müssen.

Zweifellos hat das Buch nicht den Anspruch, mit anderen Fachbüchern, Studien und Analysen zur internationalen Entwicklungspolitik verglichen zu werden. Es handelt sich vielmehr um einen persönlichen Erlebnisbericht, bei dem jedoch nicht immer deutlich wird, ob die Autorin gerade eigene Erlebnisse oder die Anekdoten Anderer wiedergibt. Der Untertitel „Kritische Einblicke in die internationale Entwicklungspolitik“ steht daher repräsentativ für das, was die Leserschaft erwartet: Es sind zunächst einmal und in aller erster Linie „Einblicke“, die Kleffner in ihre Zeit in Liberia gewährt. Diese Einblicke sind teils brutal, kritisch und direkt, aber auch sehr subjektiv. Zwar hinterfragt sie teils die Projekte, von denen sie selbst ein Teil ist, das Handeln und Auftreten ihrer Kolleg*innen und sich selbst kritisch und selbstreflektiert, wer eine schonungslose Abrechnung mit dem UN-System erwartet, wird jedoch enttäuscht. Ebenso ist die Autorin nicht resistent gegenüber Pauschalisierungen, die gegenüber einzelnen Nationalitäten seltsam diffamierend wirken. Dies gilt auch für den Schreibstil, der an manchen Stellen das durchscheinen lässt, wovon Kleffner sich eigentlich befreien möchte: So schreibt sie beispielsweise, dass sie beim Pausenstopp auf dem Rückweg aus dem Landesinneren bei einem aus den

USA emigrierten Ehepaar und dem frisch gepressten Espresso das Gefühl hatte, „wieder in der Zivilisation zu sein“ (197).

Das Buch liest sich alles in allem spannend und eingängig wie ein Abenteuerroman und wirft interessante Schlaglichter auf den Arbeitsalltag der UN und anderer internationaler Organisationen angesichts eines brutalen Bürgerkriegs, der Korruption und einer durch Gewalt, Missbrauch und Armut gezeichneten liberianischen Gesellschaft. Daher ist das Buch auch für eine Leser*innenschaft außerhalb von Wissenschaft und entwicklungspolitischer Praxis lesenswert. Die Autorin legt an den richtigen Stellen den Finger in die Wunde, auch wenn man sich von einem 2020 erschienenen Buch insbesondere im Ausblick teils weiterreichende Gedanken, Ansätze und Konzepte erwartet hätte. So bleibt es bei „kritischen Einblicken“, aus denen jedoch nur allgemein gehaltene Handlungsmomente abgeleitet werden. Getrübt wird das Lesevergnügen darüber hinaus durch ein bemerkenswert lückenhaftes Lektorat. Das zentrale und wichtige Anliegen Kleffners hallt jedoch nach: Die internationale Entwicklungspolitik darf nicht aus dem Blickwinkel eines „Elfenbeinturms“ entwickelt werden, während die Alltagsrealität der Betroffenen oftmals eine ganz andere ist. „Das ist dann so, als ob der Westen mit einem Dokortokoffer voller Medizin anreist, ohne zu wissen, was die einheimischen Krankheiten sind, und ohne zu wissen, was die Menschen seit Urzeiten als Medizin verwenden“ (77).

Ellen Skuza

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.18>

Dietmar Friedhoff: *Denken wir Afrika. Eine konservative Grundsatz-Strategie zur Selbstentwicklung unseres Nachbarkontinents*. Bad Schussenried: Gerhard Hess Verlag 2021, 125 Seiten

Vorab zur Klarstellung: Nach einer ausführlichen Diskussion hat sich die Redaktion entschieden, diese Rezension abzudrucken, obwohl das Buch wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt. Grund ist, dass wir die Aufklärung über die politischen Positionen der AfD für wichtig halten.

Wir sollen ein Buch nicht nach dem Umschlag beurteilen, rät uns der englische Volksmund. Wenn wir diesen Rat in den Wind schlagen, erkennen wir im vorliegenden Fall, dass der Autor sich auf dem Titelbild inmitten einiger fröhlicher schwarzer Kinder hat ablichten lassen. Friedhoff, afrikapolitischer Sprecher der AfD, behauptet mitunter, Angela Merkel habe das deutsche Volk auslöschen wollen¹, und hat mit dem vorliegenden Buch eine „Abrechnung mit 60 Jahren fehlgeleiteter deutscher und westlicher Entwicklungshilfepolitik“ vorgelegt, die in die im Untertitel versprochene neue Strategie mündet. Die Diagnose des Scheiterns stützt sich jedoch mitnichten auf profunde Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur – von den sieben Titeln des Literaturverzeichnisses kann kaum einer als wissenschaftlich gelten – sondern auf seine eigenen Kenntnisse v.a. des afrikanischen Kontinents, die er auf gelegentlichen Reisen erworben hat. Auf dieser Grundlage kommt der Autor (wohlgemerkt im Jahr 2021) angesichts dieses Scheiterns zum Schluss: „Es wird Zeit, nach den Gründen